

(Nachdruck verboten.)

Ita Haine.

Novelle von S. Zuckewitsch.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von A. Lampert.

Ita dachte traurig an das Schicksal Manjas, wenn sie sich von Zaszka betören lassen würde. Manja schrie zuerst auf, verstummte aber dann und kämpfte schweigend weiter. Da ließ Zaszka sie auf einmal frei und fuhr mit der Hand an die Lippe. Manja stand vor ihm und hielt zwischen den Fingern ein kleines Haarbüschel. Ihre Augen bligten vor Aufregung und Triumph. Zaszka aber stand da rot vor Beschämung und bemühte sich zu lächeln. Er war so komisch mit seinem verduhten Gesicht, daß Manja laut auslachen mußte. Auch Michel und Ita stimmten in ihr Lachen ein.

„Na, da!“ sagte Zaszka mit einer Grimasse und suchte den starken Schmerz zu verbergen. „Was wiehert Ihr? Es ist gar nicht so angenehm, ich kanns Euch versichern. Mögen auch die Teufel in der Hölle nur halb so stark mit glühenden Bangen zwicken, wie meine Lippe jetzt brennt.“

Alle nahmen ihre Plätze wieder ein, aber dieses Abenteuer hatte die frühere ungezwungene Stimmung verdorben. Zaszka konnte trotz aller Bemühungen seine gute Laune nicht wieder erlangen und sah da ernst und mißgestimmt; die Lippe tat auch noch gehörig weh, und das verdarb die ganze Sache. Mit ihm aber versiegte auch die ganze Heiterkeit, die hier bis dahin geherrscht hatte. Manja war in Gedanken verfunken und fühlte peinvoll, daß in ihr etwas erloschen sei. Sie konnte sich nicht klar darüber werden, was ihr eigentlich fehle, und sah da, niedergeschlagen wie er. Sein Ernst ängstigte sie, aber das Bewußtsein, daß er ihretwegen leide, erweckte eine süße und sehnsüchtige Freude in ihr. Aber dann hätte sie ihn gern wieder scherzend und lachend gesehen. Sie sah da, gepeinigt und erstorbend vor immer neu auflebenden Wünschen. Wie könnte sie ihn wieder eine Freundlichkeit erweisen? Wie ihm ihre Neue zeigen, wie es anfangen, daß er nicht mehr leide, daß er ihr wieder mit Wort und Blick schmeichle? Plötzlich faßte sie einen Entschluß. Sie ließ ihren Tee stehen und stand rasch auf und rüstete sich zum Gehen, in der Hoffnung, er werde vielleicht erraten. . . . Ita war so erstaunt über diese plötzliche Eile, daß sie nur der Form wegen fragte:

„Wohin denn, Manja? Das ist doch einfach unsinnig. Sie haben ja keine Schlafstelle.“

„Nein, nein, tut nichts,“ entgegnete jene und wagte nicht den Blick zu erheben, „ich muß . . . es ist besser so.“

„Vielleicht willst Du sie nach Hause begleiten?“ sagte Michel und zwinkerte Zaszka zu.

Ein geheimer Strom bildete sich zwischen Zaszka und Manja. Sie empfanden Beide ein und denselben Freudenansturm, und Zaszka sagte, nach Worten suchend, mit zitternder Stimme:

„Kann ich auch, obwohl sie allein ja keine Angst zu haben braucht. Sie ist ja kein Mädchen.“

Er sprach die Worte mit besonderer Betonung, Manja aber verbarg ihre Erregung und antwortete absichtlich spitz:

„Ich brauche Sie wie den Tod. Bleiben Sie nur ruhig da. Gucken Sie mal in den Spiegel, wie schön Sie jetzt aussehen.“

Sie verabschiedete sich von Ita und küßte sie herzlich, suchte aber trotzdem ihrem Blick auszuweichen. Ita drückte sie fest an sich, wollte etwas sagen, schwieg aber doch, denn sie fühlte, daß hier mit Worten nichts auszurichten war.

„Wir werden uns noch sehen,“ sagte Manja, und versuchte zu lächeln, „seinem Schicksal kann man nicht entgehen.“

„Nehmen Sie sich in Acht, Manja,“ antwortete Ita, „manchmal kann man auch sein Schicksal ändern.“

Alle sahen einander verständnislos an. Manja winkte mit der Hand und ging.

„Berrücktes Mädel,“ meinte Michel.

„Vielleicht hat sie recht,“ sagte Ita, indem sie ihren Gedanken laut werden ließ. Sie erinnerte sich an Manjas Worte, daß sie nichts Fröhlicheres mehr habe und daß ihr nichts vom Leben übrig bleibe, als sich langsam dem Grabe zuzuschleppen.

„Du willst sagen: Weib?“ fiel Zaszka lächelnd ein. Er blinzelte Michel an, und verabschiedete sich rasch mit den Worten: „Ja, das Schicksal, das Schicksal,“ und lief Manja nach. Am Tor holte er sie ein, sah ihr ins Gesicht und als er merkte, daß sie weinte, fragte er schnell mit seiner früheren weichen, freundlichen Stimme:

„Was ist mit Dir, Weib?“
Sie schwieg. Zaszka faßte sie unter den Arm und schmiegte sich so an ihren warmen Körper an, daß keine irdische Macht ihn hätte losreißen können. Er zog sie leicht mit sich und sie folgte ihm gehorsam. Sie zitterte nur am ganzen Leib.

Als Zaszka fortgegangen war, sagte Ita beiläufig, während sie Aische ins Decken schüttete: „Da ist nun noch ein Mädchen zugrunde gegangen.“

„Gerettet, Du dumme Gans,“ erwiderte er hart und sang: „noch eine Gerettete, denn für ihre Pein erwartet sie das Himmelreich.“

Ita antwortete nichts und zuckte die Achseln. Das Kind weinte, sie ging zu ihm, legte sich neben und stillte es. Dann sah sie es lange, lange an, als wollte sie sich sein liebes, rundes Gesichtchen tief ins Gedächtnis einprägen und schlief, ohne es zu merken, dabei ein. Michel lag schon längst neben ihr und schlief auch.

Endlich bekam Ita eine Stellung mit 12 Rubel Monatslohn in einer Familie mittleren Wohlstandes. Ita meinte zwar, daß man nicht wegen eines Rubels feilschen sollte, wenn man dem Kind seine Mutter raubt. Aber ihr war doch das Herz so schwer und sie fühlte sich so abgespant nach den Aufregungen der letzten Tage, daß sie schließlich auf das Angebot einging. Michel, der sich auf einmal als Geschäftsmann gebärdete, schimpfte zuerst gehörig und fluchte über die reichen Menschenschinder, die bereit sind, dem Armen alles fortzunehmen. Aber er war rasch getröstet, als Ita ihm vorschlug, den jetzt unnötig gewordenen Hausrat zu verkaufen und den Erlös für sich zu behalten. Das Nest, das sie sich erbaut, in dem sie so viel gelitten, begann von diesem Tag an zu zerfallen, aber Ita war es nicht leid darum. Mit einem dumpfen Gefühl von Demütigkeit und Niedergeschlagenheit verließ sie ihr früheres Heim, und nur ganz zuletzt besann sie sich mit bangem Herzklopfen, wie unglücklich ihr Leben, wie zermalmt und zerrieben sie von ihm sei, wie wenig Hoffnung sie auf eine bessere Zukunft habe. . . . Vor lauter Hin und Her konnte sie nicht einmal ans Kind denken und beschäftigte sich unwillkürlich weniger mit ihm, obwohl er weinte, schrie und wie früher nach sorgfamer Pflege und Liebe verlangte.

Die letzten zwei Tage vergingen wie in einem wüsten Traum und hinterließen einen Nachgeschmack von etwas unsäglich Schrecklichem. Ita fühlte und verstand unklar, daß der Mensch nicht tiefer sinken, daß er nicht mehr in Schmutz getreten, zertrampelt und bespion werden kann, als es mit ihr geschehen war. Das Feilschen mit ihrer künftigen Dienstherrschaft, das freche und herrische Forschen nach dem Allerintimsten ihrer Seele, die eingehenden und argwöhnischen Ausfragereien über den Mann, den Schatz, über Krankheiten, von denen sie keine Ahnung hatte, die vollständige bis in die kleinsten Einzelheiten gehende Reglementierung ihres künftigen Aufenthalts im Hause und ihrer Beziehungen zu ihrem eigenen Kind — alles dies fiel wie Hammerschläge auf ihren Kopf, aber sie ertrug sie in einem schier traumhaften Zustand und beantwortete gehorsam, ohne geringsten Widerspruch im Ton, alle Fragen. Ja, als von ihrem Lohn in einer Art geredet wurde, als ob sie nichts als eine milchende Kuh wäre, deren es viele gebe, machte sich ihre Empörung in einem nur schwachen Protest Luft, daß sie sich lange nachher schämte und ärgerte, wenn sie daran dachte. Aber noch entsetzlicher und erniedrigender war es, als sie von dem Arzt, der eigentlich die höchste Instanz war, untersucht werden sollte. Bei diesem wohlgenährten Lebemann in mittleren Jahren, erwartete sie eine ganz besondere Prüfung. Mehrere Frauen saßen in seinem Vorzimmer und warteten lange, bis die Reihe an sie kam. Als es endlich so weit war, befahl der Arzt, der diese eintönige und zeitraubende Arbeit möglichst rasch los sein wollte, alle sollten sich fertig machen, d. h. Röcke und Blusen aufmachen. Ita hatte den Brief, in dem um eine aufmerk-

fame Untersuchung gebeten wurde, in der einen Hand und verbarg damit die Nacktheit der Brust, mit der anderen Hand hielt sie die Röcke fest. So trat sie, sich zu Tode schämend und am ganzen Leib zitternd, in das Empfangszimmer des Arztes mit einem Gefühl, als ob sie alle schlimmen Krankheiten in sich herge und verheimliche. Der Arzt zog ihr mit einem geschickten Griff die Bluse ab, besah aufmerksam die Brust, drückte sie so stark, daß Ita ausschrie und vor Scham brennend von ihm abrückte, und befahl endlich, das Hemd abzulegen. Dann besah er rasch und aufmerksam von allen Seiten ihren Körper, ob es nicht irgend ein Fleckchen oder sonst etwas Verdächtiges gebe. Danach untersuchte er mit derselben geradezu elektrischen Schnelligkeit Nase und Mund, drückte wieder die Brust und befahl ihr, sich in den am Fenster stehenden Untersuchungsstuhl zu legen. Gehorsam, aber mit Tränen in den Augen, mit dem Gefühl, sie sei das gemeinste Frauenzimmer der Welt, kam Ita dem Befehl nach. . . . In diese Augenblicke, die wie ein Vorwurf in ihrem Gedächtnis haften, dachte sie später nur selten zurück, und wenn es einmal geschah, flehte sie von ganzem Herzen, sie sollten nie, nie wiederkommen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Fahrende Leute.

Von Anna Reichert.

— „Gernrode.“
Man stieg aus und in einen der haltenden Wagen der Harzquerbahn über.

„Nun benimm Dich,“ flüsterte Frau Eisebein Liese zu und stieß sie unanft in die Seite. „Hier fahren wir dritter Klasse und das Gepäc kommt in den Gepäcwagen — so sein bist Du ja wohl im Leben noch nicht gereist. Du kannst das Striden sein lassen,“ erlaubte sie großmütig; „in dritter Klasse kann man nicht so wie man möchte. Gud durchs Fenster. Jetzt hast Du durch uns ganz unisonst und als seine Dame in dritter Klasse, wonach die reichsten Leute aus aller Herren Länder kommen, um's gesehen zu haben.“

Gehorsam wandte Liese ihr rundes Kindergeciht den Scheiben zu und fragte sich verwundert, was denn eigentlich die Leute im Harz suchten. Berge, Wald, Wiese — darum konnte man doch nicht von weit herkommen?

Fridchen, Cäcilie, Vater Eisebein und Seiffert sahen in einer Ede zusammen und guckten glücklich hinaus. Als Fridchen ihre kleine Taille aufgeregt hin- und herredete, um besser sehen zu können, bot ihr Vater Eisebein unter galanter Verbeugung seinen Gdplaz an. Sie erröte und lächelte zierlich wie ein Hoffräulein, dem der König die Cour schneidet. Cäcilie sah ihren Vater mit ihren großen seelenvollen Blauaugen fröhlich und dankbar an, und Seiffert vergaß, daß er in einer Ringeltangelgesellschaft war, brach sein Schweißen und plauderte mit den Dreien.

Frau Eisebein sah böse hinüber. „Benehmt Euch doch,“ zischte sie aufgeregt. „Ihr tut ja gerade, als wenn Ihr hier zu Hause wärt. Aus den andern Abteilen gucken sie schon zu uns rüber. Wir sind doch nicht in vierter. Ich habe für Reputation von's Geschäft zu sorgen. Seht Euch still hin. — Ach“, wandte sie sich aufseufzend zu Hermine und Fink, die ihr gegenüber saßen, „man muß es in sich haben, um sich benehmen zu können, wenn's d'rauf ankommt. Wenn man auf so feinen Bühnen aufgetreten ist und so seine Belamtschaften gemacht hat wie ich, dann kennt man sich ja aus. Aber Vater und das Kind, die sind oft als wie von der Straße.“ — Fink stimmte ihr lebhaft zu.

„Station Mägdesprung.“ — Cäcilie, Vater Eisebein und Seiffert kletterten sehr eilig aus dem Wagen heraus.

Ach, war das schön, dieses Wandern auf sanft ansteigender Bergstraße! Ein frischer Wind wehte vom blauen, sonnenklaren Himmel über die Berghäupter zu Tal. Still, mit fröhlichen Gesichtern, schritten die drei rüstig voran. Seiffert hatte den Hut abgenommen. Er sah manchmal nachdenklich zu Vater Eisebein hinüber. War's nicht ganz schön, dieses Leben? War er hier nicht ganz gut aufgehoben in dieser Familie, wo es zwei warme Herzen und seine freundliche Hände gab? Wenn er fort ging, stand er wieder allein — ganz allein. Vater und Mutter und Freunde — er hatte sie nicht mehr.

Kleine, weiße Blüthen wuchsen an der sonnigen Verglehn. Seiffert pflückte ein Sträußchen, tat ein paar Graspispichen und zarte grüne Blättchen dazu und befestigte das Dukettchen an Cäcilien's Patrosenhütchen. Lächelnd hielt sie still.

„Jetzt mußt Du ihn auch eine Blume ins Knopfloch stecken,“ mahnte Vater Eisebein. „Einen Orden und ein Angebinde. Ein Andenken an diese schöne Stunde.“

„Ach, Herr Seiffert hätte wohl viel zu tun, wenn er von allen schönen Stunden Andenken aufheben wollte.“

„Meinen Sie?“ fragte Seiffert in seiner langsamen, trocken-ernsten Sprechweise. „Ich glaube, die Andenken gingen gut in ein Bomadenbüchchen.“

„Ach! — Nun jedenfalls — hier — warten Sie — ob Sie es nun aufheben oder nicht — ein Blümchen sollen Sie ins Knopfloch bekommen. Das steht gut aus.“

Sie pflückte von den weißen und blauen Storchschnabelblüthen, die in Gruppen jenseits des Grabens wuchsen und zog die Stielchen durch das Knopfloch in Seifferts Rock.

„Was Sie für eine glückliche Hand haben,“ sagte der, während sie ihn schmückte und er ihren Fingerchen zusah. „Sie haben einen Ruprecht-Storchschnabel erwischt. Der hat einmal viel von sich reden gemacht. Er sollte die Blindheit heilen, sagte man.“

„Tut er es wirklich?“

„Ach nein,“ seufzte Seiffert, „gegen so ein Unglück wächst kein Kraut — außer einem: Geduld. Geduldigkeit. Danke,“ sagte er und führte Cäcilien's Fingerispigen an seine Lippen, als ob sie eine vornehme Dame wäre.

Cäcilie war es warm geworden durch das Schreiten in der Sonne. Sie zog den Mantel aus, und Seiffert nahm ihn über den Arm.

„Kinder“, meinte Vater Eisebein, und seine weißen Lädchen flatterten vergnügt um sein rosiges Gesicht, „das ist doch ganz schrecklich nett heute. Ich weiß nicht, wie's kommt, aber mir ist, als hätte ich nie so eine vergnügte Reise gemacht. Und dabei erzählten wir uns doch fast gar nichts. Gar keine Wiße.“

„Das kommt“, karte Cäcilie mit einem sehr diskreten Lächeln auf, „weil wir — nur zu so wenigen sind.“

„Meinst Du?“ fragte Vater Eisebein harmlos.

Cäcilie lächelte schweigend vor sich hin. Als sie aber sah, daß Seiffert mit seinem verdeckten Lächeln verständnisvoll zu ihr hinüberblickte, sah sie ihm voll in die Augen und lachte frisch heraus.

„Kinder, Kinder, nun laßt Ihr gar — ja — ich kann mir nicht helfen, ich möchte auch lachen und springen. Wißt Ihr was — hier geht es ein bißchen scharf in die Höh' — Ihr könntet mich beide an die Hand nehmen und ein bißchen ziehen. Dann fällt es nicht so auf, wenn wir so etwas wie Ringelreihen machen.“

Lachend faßten sie ihn bei den Händen. Aber Vater Eisebein ließ sich nicht ziehen, sondern drückte die beiden jungen Hände nur fest in der feinen und schlenkerte kräftig mit den Armen. „Der Mai ist gekommen“ — intonierte er mit seinem schwachen, zittrigen Stimmchen, und zweistimmig stieg der Gesang in die Lüfte.

„Nein, so was, nein, so was!“ leuchtete Frau Eisebein, als die drei Nachzügler im Gastzimmer des Wirtshauses, das die Truppe für ihr auf dem Schützenplatz errichtetes Zelt hatte kommen lassen, erdhien. „Sollte man's für möglich halten! Wir lauern und lauern eine halbe Ewigkeit und dann kommen sie fidel und mit Blumen da an wie von einem Wall! Was denkt Ihr denn eigentlich? Wir sind doch nicht auf einer Vergnügungsreise!“

Es mußte wirklich schon spät sein — so kühl kam es den Ankömmlingen plötzlich vor und so dunkel, als sei die Sonne mit einmal untergegangen.

„Den Kaffee haben wir alle weggetrunken. Der wär' ja doch kalt geworden.“

„Na, so ein kleines Lächchen ist wohl noch drin für jeden“, meinte Hermine gutmütig und prüfte die Kanne.

Liese sah wieder über den Strickstrumpf gebeugt. Hermine schwatze animiert mit einigen Herren, unter denen der Provisor, ein schlankes, blondes Herrchen mit breitem Verlobungsreif am Finger, ihr besonders nahegestehen saßen.

Seitwärts an einem Tisch sah vor einem Glase Bier ein statlicher, krausköpfiger Mensch mit braunem, brutalem Gesicht, aus dem die kleinen, kalten, grausamen Augen ihre Blicke wie Stilettschiffe schossen. Das war Fridchen Lippich's Mann.

Er strich Frau Eisebein, hinter der er sah, vertraulich über Schultern und Nacken. „Wird man heute das ganz besondere Vergnügen haben, die Frau Direktor in höchstgelegener Person singen zu hören?“

Frau Eisebein lächelte geschmeichelt: „Na — vielleicht. So ganz zum alten Eisen will man sich doch auch nicht werfen lassen. Und hier erwarten's die Leute wohl extra; hier ist alte Kundschafft. Hier kennen sie mich seit fünfundzwanzig Jahren.“ Sie seufzte in tiefer Besriedigung und redte sich gerade. „Gott ja, das hätte man sich auch nicht träumen lassen, daß man einmal so dastete im Leben! Es ist ja fast wie im Märchen — so'n Kuffchwung! Als ich so alt war wie unsre Ciele jetzt, da zog ich mit dem alten Vetter Kahn auf den Dörfern rum als Harfenistin, und er spielte die Geige — das heißt, wir konnten's nur so eben. Da schliefen wir in Heuhaufen und im Strahengraben und zu essen hatten wir manchmal zwei Tage nichts, und was wir hatten, das war mehr erbettelt als verdient. Ich ging ja dann nach Braunschweig zu dem Luftschiffer, Sie wissen wohl noch, Albertini mit dem Fesselballon, ich mußte da mit dem Fallschirm niederfliegen. Als ich aber dabei mal beide Füße brach, hatte ich's dicke. Na, ich war ja durch den Ballon berühmt geworden und die Eisebeins nahmen mich. Himmelhoeh haben sie mich gebeten, doch zu ihnen zu kommen.“

Und der alte Eisebein, was mein Schwiegervater wurde, hat immer erklärt: ich wär' die Seele von's Geschäft. Wenn sie mich nicht hätten! — Und er hat selber dem Jungen geraten, mich zu heiraten, wenn er mal stirbe und er, der Junge, das Geschäft kriegte. Das hat mir mein Mann oft genug selbst erzählt. Ich hab' ja noch lange darauf warten müssen“ — sie seufzte — „und

der junge Eisebein, was mein Mann wurde, war ja auch schon seine vierzig Jahre und nicht so ganz gesund mehr. Aber das muß man ihm lassen, ein feiner Mann war er. Mit dem konnte man sich sehen lassen. Der bestellte Wein, wenn's darauf ankam, und mit Kumpferden kauft er Weisheit wie'n Graf aus'm Roman. Na, er hat ja auch genug Geld durchgebracht, eh' er's Geschäft kriegte. Kommt bei seinem Vater wollt er absolut nicht werden. Was er eigentlich war, das weiß ich nicht mal. „Schieber“, sagte er immer bloß, wenn ich ihn fragte. Ja, ja, Wige wußte der, als wenn er sein Lebtage im Geschäft gewesen wär. Und ausseh'n tat er — wie ein Kavaliere.“ Sie senfte tief. „Sie werden meinen, ich wollte mir bide tun, aber Sie können's mir gut und gerne glauben: mein Jegiger ist ein Strohwisch gegen den.“

Die Wittin erschien in der Tür. „Na, nu gehen Sie man nach oben ins Logis. Es wird nachgerade Zeit, daß Sie voran machen.“

„Wir kriegen doch erst hier Abendessen?“ fragte Frau Eisebein kampfbereit.

„Nein, das kriegen Sie im Zell.“

„Na — hören Sie —“ Frau Eisebein schnappte nach Worten. „Nein, nein.“ sagte die Wittin resolut, „erst machen Sie voran und ziehen sich an. Man will doch auch sehen, was Sie diesmal für Kostüme mitgebracht haben. Die vom vorigen Jahr — na, ich will nichts gesagt haben, aber ein warmes Abendessen waren die wahr und wahrhaftig nicht wert.“

(Fortsetzung folgt.)

Soziologie der Technik.

Auf der Danziger Wanderversammlung des Verbandes deutscher Architekten und Ingenieurvereine hat ein Münchener Architekt (H. Reberdy) den Satz aufgestellt: „Die Technik als solche zu schaffen und zu entwickeln ist die Arbeit der Architekten und Ingenieure des 19. Jahrhunderts gewesen; die Technik als Kulturfaktor, d. h. in ihren sozialen und geistigen Beziehungen und Wirkungen zu beobachten und zu regeln, ist die Aufgabe, die für die Ingenieure und Architekten des 20. Jahrhunderts hinzutreten muß.“ Während die erste Hälfte dieses Satzes unverständlich ist, drückt die zweite eine Anerkennung von Tatsachen und Beziehungen aus, mit der bisher die günstige Theorie, wenigstens in Deutschland, sehr sparsam gewesen ist. In dem man sich ansieht, die Abhängigkeit unseres sozialen und geistigen Seins von der Technik zu studieren, verwaltet man bewußt oder unbewußt Marxsches Erbe. Auch Dr. Julius Goldstein (Privatdozent in Darmstadt), der mit der Abfassung eines größeren Wertes über die Wirkungen der Technik auf Sozialpsychologie, Ethik und Aesthetik beschäftigt ist, der über dasselbe Thema jüngst in der Wiener Soziologischen Gesellschaft und in der „Internationalen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik“ gehandelt hat, wandelt, wenn auch nicht eingekleidet, in Marxschen Geleisen.

Soziologie nennen wir die Wissenschaft von der gesamten Umwelt (körperlicher und seelischer) in Rücksicht auf ihre gesellschaftliche Bedeutung. So ist z. B. der Mensch, insofern er aufrecht geht, mit Lungen atmet, sich von Fleisch nährt usw., ein Gegenstand der Zoologie und Biologie. Insofern er jedoch Waren produziert und Abgeordnete wählt, ist er ein Objekt der Soziologie. Es gibt viele Arten von Soziologie. Die religiöse Soziologie z. B. betrachtet die Religion auf ihre sozialen Wirkungen hin. Sie untersucht also nicht, ob der Begriff Gottes etwa wahr ist, sondern z. B., welche Wirkung der Monotheismus auf die Entwicklung der Internationalität hatte. Der französische Soziologe Emil Durkheim unterscheidet außer der religiösen noch eine moralische, juristische, ökonomische, sprachliche und ästhetische Soziologie. Was er unter den einzelnen Arten versteht, ist nun klar. Eine Wissenschaft, die die gesellschaftlichen Beziehungen der Technik zu studieren hätte, muß eine Soziologie der Technik genannt werden.

Die ungeheure sozialpsychologische Bedeutung der Technik erhellt zunächst aus einer Betrachtung des Werkzeuges. Auch das Tier besitzt Werkzeuge. Sie bilden einen Teil des Körpers, der mit ihnen zugleich die Fähigkeit ererbt hat, sich ihrer für die Zwecke der Selbst- und Artterhaltung zu bedienen. Das Werkzeug des Tieres ist kompliziert in der Struktur, einfach in der Funktion. Es ist in sich vollkommen und meist auf spezialisierte Tätigkeiten zugestaltet. Vergleicht man den Menschen in dieser Beziehung mit dem Tier, so macht er einen hilflosen Eindruck.

Das, womit der Mensch über die mehr instinktive Intellektualität des Tieres hinausdreht, ist seine Fähigkeit, sich Werkzeuge zu verschaffen. Er ist — wie die Engländer sagen, ein toolmaking-animal. Wo wir in den geologischen Schichten auf Werkzeuge stoßen, da können wir mit Recht die Existenz des Menschen behaupten. So wird das Werkzeug und damit die Technik zum spezifischen Merkmal des menschlichen Wesens. Ein französischer Philosoph (Henri Bergson) schlägt daher vor, statt des veralteten homo sapiens (Klugheitswesen) zu setzen homo faber (technisches Wesen).

Das menschliche Werkzeug birgt in sich eine Fülle von Entwicklungsmöglichkeiten. Da es aus unorganisierter Materie besteht, kann es leicht verändert werden. Es steht zu seinem

Schöpfer in einem wandlungsfähigen Verhältnis. Es wirkt auf seine Intelligenz, auf sein Gefühls- und Willensleben bereichernd zurück. Es gibt dem Stoff zu einem Prozeß, der sich immer weiter steigert und ausdehnen kann.

Um die seelische Tragweite des menschlichen, d. h. vom Körper losgelösten Werkzeuges ganz zu ermessen, muß man sich einmal vorstellen, die Werkzeuge eines jeden Gewerbes wären (wie bei den Insekten) Teile unseres Körpers und wir besäßen (wie diese) die angeborene Fähigkeit, diese Werkzeuge in vollkommenster Weise zu handhaben. Wohl würden wir wie die Tiere eine bestimmte Aktivität entfalten können. Niemals aber würde diese uns über die gegebene Lage der von der Natur befriedigten Bedürfnisse hinausführen. Das Tier verharrt in dem Kreis von Bedürfnissen, der ihm durch seine natürlichen Werkzeuge vorgezeichnet ist. Der Mensch aber wird durch jedes Werkzeug, das er schafft, also durch die Technik, zu immer neuen Bedürfnissen weitergetrieben.

Neue Erfindungen wecken neue Bedürfnisse. Die Geschichte der Technik zeigt überall, daß mit jeder Erfindung, die ein bestimmtes Bedürfnis befriedigt, sofort eine Reihe von Unterbedürfnissen hervorgerufen werden, welche zur Verbesserung einzelner Teile der Erfindung weitertreiben. Nach S. Dubois-Reimond kommt es sogar vor, daß man sich um Erfindungen bemüht, für welche man ganz fälschlicherweise ein Bedürfnis voraussetzt, und für welche dann später die Erfinder selber die Bedürfnisse entdecken und weiden müssen. Man hatte einen großen Bedarf an Aluminium vorausgesetzt. Die Erfindung, Aluminium im elektrischen Ofen herzustellen, sollte diesem Bedarf abhelfen. Man täuschte sich. Und so „mußte das Aluminium betteln gehen, und die Produzenten zogen förmlich systematisch auf die Suche nach Bedürfnissen dafür“. Insofern nun immer neue Bedürfnisse auch immer geistige Dispositionen erfordern und bewirken, insofern hat die Technik auch von diesem Gesichtspunkte aus auf das geistige Sein einen hervorragenden Einfluß.

Eng mit der Entwicklung der Bedürfnisse hängt zusammen die Wandlung der Wertbegriffe, die in einer Gesellschaft herrschen. In einer Gesellschaft, in der neue Erfindungen zu einer technisch und wirtschaftlich neuen Betriebsform drängen, entsteht ein wahrhafter Kampf zwischen den verschiedenen Wertanschauungen. Man denke nur an die Gegensätze von Wertanschauungen, welche in den nebeneinander befindlichen Wirtschaftsformen, wie Handwerk und Fabrikbetrieb, Kleingewerbe und Warenhausystem, bäuerlicher Landwirtschaft und Großindustrie sich bekämpfen. Die Vertreter der technisch überholten, alt eingesehnen Wirtschaftsstufe führen den Kampf gegen das Neue mit Argumenten, deren Durchschlagskraft wesentlich auf Gefühlsassoziationen beruht, die im Laufe der Zeit sich dem alten Wirtschaftssystem eine neue Art von Patina angehängt haben. Man denke nur, mit welcher Art von Argumenten ein Kleinbauer den Sozialismus bestreitet, mit welcher ein Großindustrieller und mit welcher ein Handwerker. Und vergesse nicht, wie eine ganze Reihe dieser Argumente dem industriellen Arbeiter z. B. total unverständlich sind, einfach weil die wirtschaftlichen und technischen Voraussetzungen, denen sie entstammen, bei ihm fehlen.

Wesentlich unter dem Einfluß der Technik ist die bedeutsame Wandlung der Wertanschauung im neunzehnten Jahrhundert vor sich gegangen, die aus dem „Voll der Denker und Dichter“ ein Volk der „Realpolitiker“ und der „königlichen Kaufleute“ gemacht hat. Während vor 75 oder 100 Jahren die Bezeichnung „Idealist“ ein großes Lob war, ist sie heute ein Spitzname. Dafür wird der Mann mit den „smarten Transaktionen“ um so höher geschätzt. Hand in Hand damit geht folgendes: 1840 war das Prädikat „revolutionär“ auch in Deutschland bei der Bourgeoisie ein Lob, zum mindesten kein Dium. Heute wird derjenige Bourgeois, der „revolutionäre“ Anwendungen spürt, von seiner Klasse einfach deklassiert.

Besonders deutlich läßt sich heute die Umgestaltung unserer ästhetischen Wertanschauungen durch die Technik verfolgen. Auch hier findet in einer Gesellschaft, die einen technischen Wechsel durchmacht, ein Kampf der ästhetischen Wertanschauungen statt. Man erinnere sich an den Protest der französischen Künstler gegen den Eiffelturm und die Antwort Eiffels. „Wir Schriftsteller, Maler, Bildhauer, Architekten, wir, die wir bisher die makellose Schönheit unserer Stadt Paris bewundern und lieben, wir legen im Namen des französischen Geschmacks, im Geiste unserer nationalen Kunst und Geschichte nachdrücklich und empört Verwahrung ein gegen die Errichtung dieses unnützen, monströsen Eiffelturmes.“ So der Protest. Die Antwort Eiffels lautete: „Ich glaube fest, daß mein Eiffelturm seine eigenartige Schönheit haben wird. Stimmen die richtigen Bedingungen der Stabilität nicht jederzeit mit denen der Harmonie überein? Die Grundfrage aller Baukunst ist, daß die Hauptlinien des Gebäudes vollkommen seiner Bestimmung entsprechen. Welches aber ist die Grundbedingung bei meinem Turm? Seine Widerstandsfähigkeit gegen den Wind. Und da behaupte ich, daß die Kurve der vier Turmpfeiler, die von der gewaltigen Massigkeit ihrer Basen an in immer lustigere Gebilde zerlegt zur Spitze emporsteigen, einen mächtigen Eindruck von Kraft und Schönheit machen werden. Wirgt doch auch die Kolossalität, die absolute Größe an sich einen Reiz.“ Hier protestiert — wie jeder sieht — das Zeitalter der Großindustrie gegen das Zeitalter des Handwerks.

Der Prozeß des Überganges vollzieht sich zumeist in zwei Phasen. Zuerst stehen die technisch Schaffenden noch unter dem Zwang der alten ästhetischen Bewertungen. So z. B., wenn ein Neuling seine Maschinen ganz deplaciert mit — gotisierenden Ver-

zierungslinien ausstattet — oder wenn man in völliger Verleumdung der Eigenart des Gußeisens die ersten gußeisernen Rastkane in die Stilformen des Steinbaues hineinzwänge. Später erst kommt man dazu, die ästhetischen Möglichkeiten zu erkennen, die in dem neuen technischen Material liegen. In dieser Periode leben wir jetzt. Wir sind auf dem Wege, eine architektonische Formensprache zu schaffen, in der der innere Rhythmus unserer Epoche sich ausschwingen kann — wie Goldstein sagt. Daß der Impressionismus mit unserer technischen Kultur zusammenhängt, ist schon längst bemerkt worden: Das Zeitalter der Postkarte mußte andere Landschaftsideale haben als das Zeitalter der Eisenbahn.

Welchen Veränderungen unsere ästhetischen Werte durch die Luftschiffahrt entgegengehen, darüber vermag man sich gegenwärtig nur Vermutungen hinzugeben. Es ist durchaus nicht phantastisch, zu glauben, daß durch die Luftschiffahrt sich ein ganz neuer ästhetischer Sinn bilden wird. Hat doch z. B. Dubois-Reymond sehr überzeugend nachgewiesen, daß der uns heute angeborene Sinn für gerade Linien und Rechtwinkligkeit sich erst ziemlich spät an der Technik des Steinbaues entwickelt hat. Unser Seelenleben ist mit all seinen Inhalten eben nichts für alle Zeiten Gegebenes, sondern ist wie die Natur selbst ewige Evolution.

Allgemeinere sozialpsychologische Erwägungen ergänzen dieses Bild von dem Verhältnis der Technik zum geistigen Sein. Der tägliche Verkehr mit der Urkraft der Elemente, der ständige Kampf Auge in Auge mit den unheimlichen Gewalten der Natur, die ungeahnte Entwicklung des Verkehrswezens, die Einführung der Technik in den Dienst des Haushalts, dies alles hat ein Geschlecht herangezogen, das an Kaltblütigkeit, Schnelligkeit und Sicherheit des Entschlusses weit emporragt über seine Vorgänger. Der Betrieb unserer großen elektrischen Zentralstationen, die Lenkung unserer Schnellzüge, Automobile, die Errichtung unserer himmelanstrebenden Bauten, der Brücken mit gewaltigen Spannweiten, der Verkehr mit den Sprengmitteln, sie verlangen ein Maß von ruhiger Heberlegung, von richtiger Entschlußfassung, das unsere Vorfahren bei weitem nicht zu erfüllen hatten.

Mehr als alles andere hat die moderne Technik dazu beigetragen, daß wir an ungeheuerer Entwicklungsmöglichkeiten unserer menschlichen Kultur zu glauben vermögen. Schon mischt sich in das Triumphgefühl über den Sieg des Menschengewisses über die Luft mit dumpfer Bangigkeit die für uns noch unlösliche Frage: welche neuen Probleme werden danach aufstehen? In welcher Richtung werden sich die bisher sicheren Linien unseres irdischen Horizontes verabschieden? Unsere Entel oder Urenkel werden diese Fragen erst beantworten können; und ihnen wird das Luftschiff schon Vergangenheit bedeuten. Für das Zeitalter Schillers hatte das Wort wohl keine Wichtigkeit: „Alles wiederholt sich nur im Leben...“ Für diese Zeit war der in sich selbst zurückkehrende Kreis das Symbol des Geschichtsverlaufes. Für uns ist es die Hyperbel mit ihren ins Unendliche hinausdeutenden Ästen.

So wird ersichtlich, wie wenig es den Tatsachen entspricht, wenn einseitige Vertreter des Idealismus in der Technik nur ein Gebiet sehen, das der Zivilisation, nicht der Kultur angehört, das die Schicksale des inneren Menschen gänzlich unberührt läßt. Wir beginnen die tiefere Kulturbedeutung der Technik gerade darin zu erkennen, daß sie irdisches Leben entspannt und auflöst, daß an dem Werke der technischen Naturbeherrschung der Mensch selbst emporwächst, daß er durch die Entwicklung der Technik bis in sein kosmisches und geschichtliches Lebensgefühl hinein die bedeutungsvollsten Umwandlungen erfährt.

A. K.

Kleines feuilleton.

Theater.

Neue Freie Volksbühne (Neues Theater): „Adermann“, Tragikomödie in drei Akten von Felix Holländer und Lothar Schmidt. — Das Stück, das vor einigen Jahren zum Repertoire des Kleinen Theaters gehörte, wurde am Sonntag-nachmittag zum erstenmal auf der Bühne des Herrn Schmieden für die Mitglieder der Neuen Freien Volksbühne aufgeführt. Der Titelheld der Tragikomödie ist eine echte Blüte kapitalistischer Kultur. Als „Selmademan“ hat er sich aus den Niederungen des Lebens durch Fleiß, Geiz und Skrupellosigkeit zu einem ansehnlichen Wohlstande emporgearbeitet. Dieser strapaziöse Aufstieg aber tötete alle besseren Empfindungen in ihm. Der Rentier Adermann lebt nur noch als engherziger, griesgrämiger Hüter und Mehrer seines Besitzes, und das einzige wärmere Gefühl, das in seinem verdorrten und verdorrten Wufen sich regt, ist die Sehnsucht nach einem leiblichen Erben, dem er seine Habe hinterlassen könnte. Um diesen zu erzielen, heiratet der Sechshundfünfzigjährige die junge Tochter seiner von ewigen Geldnöten bedrängten Zimmertwirtin. Die naturgemäßen Folgen bleiben nicht aus: Adermann hat unter dem Pantoffel seiner Gattin Höllenagony auszustehen und der Sohn, der ihm geboren wird, stammt nicht von ihm. Sobald das letztgenannte Faktum durch die gütige Vermittlung der um ihr Erbeil besorgten Verwandten Adermanns zur klaren Gewißheit geworden ist, vernichtet der Betrogene Geizhals seine Wertpapiere und sinkt dann, anscheinend vom Schlagfluß getroffen, zu Boden. — Diese bürgerliche Tragikomödie ist gewiß kein Meisterdrama, aber sie ist ein wirksames Theaterstück, das resolut mit

derben und alterproben szenischen Effekten arbeitet und in der Zeichnung seiner Hauptfigur ein gewisses Streben nach differenzierender Verfeinerung und Vertiefung nicht verkennen läßt. Die Rolle des Adermann, deren Darstellung einst zu den Glanzleistungen Emanuel Reichers zählte, wurde von Hans Andrefsen eindrucksvoll, wenn auch in den Hauptzügen allzu sehr auf äußerliche Kulissenwirkung hin gespielt. J. S.

Friedrich-Wilhelmstädtisches Schauspielhaus (Chausseestraße): „Die Stützen der Gesellschaft“, Schauspiel von Henrik Ibsen. Es war höchste Zeit und ist sehr gut, daß diese Bühne, die einst — zuweilen mit zweifelbarer Befugnis — Schillers Namen im Wappen führte, mit erschlichem Bestreben fortfährt, ihr Stammpublikum, insoweit ein gewisser Teil noch durch kleinbürgerlichen Spiegegeist beherrscht wird, für gehaltvolle klassische oder moderne Dramen- und höhere Schauspielkunst mobil und empfänglich zu machen sucht. So erfährt denn auch dies Ibsensche Gesellschaftsdrama eine sowohl in szenischer wie darstellerischer Hinsicht nahezu musterhafte Wiedergabe. Als Konstil Bernick gab Paul Kaufmann eine wohlbedachte Charakterleistung, die sich namentlich in der Unterredung mit Lona Hessel (Agnes Werner-Wagner) und Johann Tønnesen (Rudolf Lettinger) zu bemerkenswerter künstlerischer Geschlossenheit steigerte. Auch sonst fehlt es keinesfalls an Typen und Charakterzügen, die, wie beispielsweise der Oberlehrer Rörund (Heinz Sarnow), Prokurist Krap (Franz Corneliuss), Schiffsaunmeister Aune (Maximilian Stadef), ferner die drei Kaufleute und das Quartett der Klaischbasen, mehr oder weniger über traditionelle Theaterarchablonen hinausstreben.

o. k.

Kunstgewerbe.

Posamentenausstellung im Kunstgewerbemuseum. Die moderne Richtung im Kunstgewerbe, von der besonders die zur Zimendekoration der Wohnräume nötigen Bestandteile eine willkommene Beeinflussung erfahren haben, verbannt alles überflüssige Beiwerk, das sich in der Mode unserer Großeltern so vorlaut und aufdringlich breit machte. Diese Aufwärtsentwicklung des Geschmacks hat manchem Produzenten seine Abfahrmöglichkeit beschränkt, besonders denen, die nicht sogleich Anpassungs-geschick genug hatten, in die neuen Bahnen miteinzulenken. Dies Schicksal haben viele Posamentierer an sich erfahren müssen, und trotzdem zeigt die Ausstellung alter und neuer Posamenten, die im Lichthof des Berliner Kunstgewerbemuseums zurzeit angeordnet ist, welch reiches Betätigungsfeld gerade die nach innerlicher Vertiefung strebende moderne Geschmacksrichtung den Posamentierern öffnet, wenn sie ihre Erzeugnisse den geforderten Ansprüchen anpassen. Die zur Ausstellung gewählten alten Arbeiten geben einen Ueberblick über die Entwicklung der Posamenten vom Mittelalter bis ins neunzehnte Jahrhundert, vorwiegend sehen wir Knüpfarbeiten und Wortentwebereien, die die beiden Grundtechniken des Posamentierhandwerks darstellen. Die Knüpfarbeiten gingen von der Franse aus, die zum Festhalten der letzten Kettenfäden eines Gewebes benutzt wurde, und deren Knoten und Flechtarbeit sich leicht in feste Muster ordnen ließ, so daß der notwendige Abschluß sich in einen Zierrat verwandelte. Bald begann man, die Franse gesondert zu knüpfen, wobei vor allem das Weststreben vorwaltet, sie in Form und Farbe mit dem zu verzierenden Gewebe in Einklang zu bringen. Die alten Meister haben sich in ihren Arbeiten lobenswerter Maßhaltung befleißigt, in der richtigen Erkenntnis, daß der Zierrat, den ihre Franzen und Worten darstellten, sich dem Ganzen unterordnen muß. Daher sind die alten Posamenten wirkliche textile Erzeugnisse geblieben, ohne fremdartige Zutaten, wie es etwa die später beliebten Holzperlen waren. Die verschiedenen Techniken haben sich in Italien, Spanien, Frankreich und Deutschland entwickelt. Köln war am Ausgang des Mittelalters der Hauptsitz der Wortentweberei, von deren sorgfamer Technik und schön gezeichneten, in wenigen harmonischen Farben gehaltenen Mustern die Ausstellung einige Stücke zeigt. Auch Annaberg im Erzgebirge war und ist noch durch seine Posamentenindustrie berühmt, und einige Proben aus dem Bestand des Berliner Museums belegen die Berechtigung seines Rufs. Die Einführung des Maschinenbetriebes um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, die damit Hand in Hand gehenden Unterbietungen im Geschäftsverkehr, die Bevorzugung von Zalmware, ließ mit einem Schläge das alte vorzügliche Maßhalten vergessen und vernichtete damit die guten, jahrhundert alten Grundsätze des Handwerks. Seit mehr als einem Jahrzehnt bemüht sich die auf Vertiefung abzielende Richtung im Kunsthandwerk, aus solchen Irrwegen wieder in besonnenere Bahnen zu führen. Die ausgestellten Proben zeigen Franzen und Posamenten an Möbeln, Decken und Vorhängen in reichster Verwendung, und in Form und Farbe dem verzieren Stücke harmonisch angepaßt. Unter den Worten eignen sich besonders die in Gobelinbindung gewebten, mit ihrer an Aquarellfarben erinnernde Tönung gut zum Zierrat an Möbelstücken und Decken. Die städtische Webeschule hat eine reichhaltige Musterammlung ausgestellt, die das fruchtbare Zusammenarbeiten von Künstler und Handwerker darat, und es wäre ein erfreuliches Ergebnis der Ausstellung, wenn die Anregung, die sie geben will, von allen Beteiligten im Posamentierhandwerk bereitwillig aufgenommen werden würde. —d.